

Julia Schoch: „Wild nach einem wilden Traum“

Eine rasende, unbedingte Liebe

Von Christoph Schröder

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 19.01.2025

Mit ihrem neuen Roman „Wild nach einem wilden Traum“ schließt die 1974 geborene Julia Schoch ihre Romantrilogie „Biographie einer Frau“ ab. Raffiniert vermischt sie darin deutsch-deutsche Erfahrungswelten mit den Fragen nach der Entstehung von Kunst und den Bedingungen des Schriftstellerdaseins.

Wie ergibt das eigene Leben einen Sinn? Oder präziser: Wie lässt sich ein Leben in all seiner Komplexität, seinen Brüchen, Rückschlägen und Phasen darstellen, sinnvoll zusammenfügen? In jedem der drei Romane, „Das Vorkommnis“, „Das Liebespaar des Jahrhunderts“ und nun eben auch in „Wild nach einem wilden Traum“, tauchen derartig grundsätzliche Fragen auf. Schließlich ist die Ich-Erzählerin Schriftstellerin. Doch es braucht lange, bis sie sich so nennt. Von klassischen weiblichen Selbstzweifeln geplagt, schreckt sie vor diesem Wort zurück. Zwar hat sie, ebenso wie die Schriftstellerin Julia Schoch auch, einen recht erfolgreichen und von der Kritik gelobten Debütband vorgelegt, trotzdem begleitet sie stets das Gefühl des Unvermögens. Sie schreibt, ja. Aber wo führt das hin? In „Das Vorkommnis“, dem ersten Roman der Trilogie, entwickelt die Erzählerin eine Poetik der Verbindung des Unverbundenen. Schreiben, so glaubt sie, füge nach und nach all die Bruchstücke von Erfahrungen zusammen, die sich in einem Menschen über Jahrzehnte hinweg abgelagert haben:

„Mir scheint, ich bin nach all den Jahren einer Erklärung auf der Spur, einem Zusammenhang zwischen Dingen, die auf den ersten Blick nichts miteinander verbindet. Dieser Zusammenhang lässt sich nicht logisch begründen. Ich versuche, ihn schreibend herzustellen. Schreiben bedeutet, Einzelteile aufeinander zufliegen zu lassen, damit sie sich zusammenschieben und in der richtigen Weise überlagern, wie bei einem 3D-Puzzle, das plötzlich einen Körper im Raum ergibt.“

Anker in die Realität

Jeder der drei Romane der Trilogie „Biographie einer Frau“ lässt sich ohne Kenntnis der jeweils anderen beiden Bücher lesen und verstehen. So ist es nur konsequent, wenn die Erzählerin zu Beginn des neuen Romans zumindest behauptet, alles bislang Erzählte hinter sich zu lassen und gleich im ersten Satz feststellt:

Julia Schoch

Wild nach einem wilden Traum

dtv Verlagsgesellschaft, München

174 Seiten

23 Euro

„Ich setze noch einmal an, an einem anderen Punkt.“

Dieser Punkt liegt rund 20 Jahre zurück. „Wild nach einem wilden Traum“ ist in der Chronologie des Gesamtprojekts das früheste Buch, dehnt sich jedoch in Gedankensprüngen und Assoziationen sowohl in die Vergangenheit als auch bis in die jüngste Gegenwart hinein aus. Wir befinden uns um das Jahr 2002 herum. Das lässt sich anhand der Tatsache rekonstruieren, dass der Ungar Imre Kertész vor kurzem mit dem Literatur-Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Es ist einer der wenigen Klarnamen, die genannt werden. Ansonsten arbeitet Julia Schoch mit Abkürzungen von Namen und Ortsangaben, die sich über Suchmaschinen manchmal dechiffrieren lassen, manchmal aber auch nicht. Es ist, als würde die Erzählerin kleine Anker auswerfen in die Realität außerhalb der Romane. Anker, die sich bei Bedarf jederzeit und schnell wieder einziehen lassen.

In dieser Zeit also hatte die Erzählerin nach der Veröffentlichung ihres ersten Buchs ein Aufenthaltsstipendium in einer Künstlerkolonie im Hudson Valley, nordöstlich von New York. Auch dieser Ort wird nur mit dem Kürzel „A.“ benannt, doch dürfte es sich um das nach dem langjährigen Rowohlt-Verleger benannte „Ledig House“ handeln. Dort sitzen sie zusammengewürfelt; elf Künstlerinnen und Künstler, überwiegend Schriftsteller.

Ein Mann, anfällig für Moden

Einer der Stipendiaten ist jener Mann, den die Erzählerin nur den „Katalanen“ nennt. Er gefällt ihr nicht. Behauptet sie. Schön ist er nicht, auch nicht elegant oder muskulös. Und doch strotzt er nur so vor Selbstsicherheit. Seine Unterlippe ist gepierct. Ein Mann, anfällig für Moden und Gegenwart, denkt die Erzählerin sich. Bei der Vorstellungsrunde nennt er stolz die Verkaufszahl seines ersten Buches; sie ist schwindelerregend hoch. Wenn er über sein nächstes Projekt spricht, klingt es so, als sei es bereits in die Tat umgesetzt. Trotzdem geschieht das, was nun geschieht, am dritten oder vierten Abend, mit einer Folgerichtigkeit, über die die Erzählerin sich nicht eine Sekunde lang wundert:

„Er hielt seine rechte Hand mit den gespreizten Fingern in die Luft. Dann verschwand er. Fünf Minuten später verließ ich ebenfalls die Veranda und stieg hinauf zu seinem Zimmer. Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, was seine Geste zu bedeuten hatte. Oben angekommen, klopfte ich an die Tür, sie war nur angelehnt. Er stand da, in der Mitte des Raums, und erwartete mich.“

Der Sex geschieht rasch, wortlos; danach geht jeder seiner Wege. Und so geht es weiter, über Wochen hinweg, über Monate, während des gesamten Aufenthaltes. Es ist Liebe, zweifelsohne. Eine rasende, unbedingte Liebe, die die Erzählerin an diesen Mann bindet. Sie leugnet es nicht, sie wehrt sich nicht. Obwohl sie zu Hause einen Mann hat. Ihren Mann. Diesem Mann ist „Das Liebespaar des Jahrhunderts“, der zweite, fabelhafte Roman der Trilogie gewidmet. Dort wird erzählt, wie zwei Menschen sich finden, wie sie, zwei Kinder der untergegangenen DDR, sich im Studium kennenlernen. Wie sie die Zeit des Größenwahns erleben, die jedes frische Liebespaar erlebt und für einzigartig hält. Wie Routinen sich einschleichen, Kinder geboren, persönliche Krisen gemeistert werden oder eben auch nicht. Und wie irgendwann im Kopf der Erzählerin jener Satz auftaucht, der den Roman von Beginn an grundiert: „Ich verlasse dich.“ Ob es wirklich dazu kommt, bleibt offen.

Eine widersprüchliche Erzählerin

„Das Liebespaar des Jahrhunderts“ ist ein Roman über die Dauer, die Verstetigung von Gewohnheiten und emotionalen Bindungen. In „Wild nach einem wilden Traum“ unternimmt Julia Schoch die Gegenbewegung – es ist ein Buch des Flüchtigen und über die Frage darüber, welche Spuren es hinterlässt und wie es sich sprachlich festhalten lässt. Das gilt im Übrigen nicht nur für die Liebe zu dem Katalanen, sondern auch für die Erinnerung an eine Kindheit und Jugend in der DDR. Die Kunst von Julia Schochs Trilogie liegt unter anderem in der kalkuliert widersprüchlichen Konstruktion der Erzählfigur. Sie gibt einerseits ungeheuer viel preis über sich, ihre Zweifel, ihre augenblicklichen Zustände. Andererseits aber bleibt sie in der Gesamtheit ungreifbar und ambivalent. Was sie ganz sicher kennzeichnet, ist eine Form von lebenspraktischer Gradlinigkeit:

„Ich glaube, ich habe in meinem Leben nie vor Kreuzungen gestanden und in aller Ruhe überlegt. Ich bin einfach weiter und weiter gegangen, vielleicht sogar gerast, wie ich auch in die Liebe gerast bin, und irgendwann, später, dreht man sich um und ist erstaunt.“

Diese Überlegung korrespondiert mit einer Szene aus dem Roman „Das Vorkommnis“: Als Anhalterin ist die Erzählerin dort in Frankreich unterwegs. Als niemand sie mitnimmt, läuft sie kurz vor Lyon durch einen kilometerlangen Autobahntunnel, eng an die Wand gepresst, das Hupen der LKW in den Ohren, den Blick immer nur stur geradeaus gerichtet. Es braucht Rücksichtslosigkeit, um so zu handeln. Ja, diese Erzählerin schont niemanden, nicht ihr Umfeld, nicht ihre Familie, vor allem aber nicht sich selbst. Solche Schonungslosigkeit ist als ästhetische Praxis eine der herausragenden Stärken von Schochs Romanen. Sie findet sich auch in der Sprache der Erzählerin wieder: An der Oberfläche wirkt sie schnörkellos, sachlich beinahe kühl, in jedem Fall aber distanziert. In jedem Augenblick aber kann sie in unvermutete Abgründigkeit umschlagen, die so verblüffend wie erhellend ist. Die Erzählerin ist nicht glatt, nicht beherrscht, sie treibt nach allen Seiten aus, ist zugleich aber auch fixiert auf sich selbst, auf die Spuren, die sie in der Welt hinterlässt.

Kindheit im Plattenbau

Als ihr Jahre nach dem Aufenthalt im Hudson Valley ein Schriftstellerkollege von seinem eigenen Stipendium dort erzählt, ist die Erzählerin beinahe beleidigt darüber, dass dieser Ort noch existiert, dass er wohl gemerkt nach ihr noch weiter existiert, als sei nichts geschehen. In „Das Vorkommnis“ wiederum fährt die Erzählerin mit ihrem Mann nach Eggesin, einer Kleinstadt am Stettiner Haff. Dort ist sie, wie Julia Schoch selbst auch, als Tochter eines NVA-Offiziers aufgewachsen. Nach dem Fall der Mauer wurden die Plattenbauten, in denen die Erzählerin mit ihrer Familie gewohnt hatte, abgerissen. Als sie dort steht und auf die leeren Flächen blickt, ist sie empört darüber, dass ihre Existenz keine sichtbaren Spuren hinterlassen hat.

Julia Schoch macht es sich nicht einfach. Dem klischeehaften Kurzschluss, dass ein verschwundenes Land automatisch haltlose, wurzellose Menschen produziert, geht sie nicht in die Falle. Es ist komplexer. In „Wild nach einem wilden Traum“ hört die Erzählerin dem Katalanen zu, wie er sein nächstes Romanprojekt vorstellt; ein Buch, das ihn in seine Kindheit führen soll. In diesem Moment denkt sie:

„Irgendetwas verbot mir, mich nach meiner Vergangenheit zu sehnen. Lag es daran, dass der Ort meiner Kindheit nicht von Olivenhainen gesäumt war? Keine Tiere, die sich auf den Straßen herumgetrieben hatten, abgesehen von ein paar Zwergpudeln, die von gelangweilten Kindern zwischen den Wohnblöcken an der Leine geführt worden waren. Weder kam ich aus einer jahrhundertealten Tradition noch aus irgendeinem Milieu, ich kam immer nur aus einem Staat, schlimmer noch: aus einem System.“

Alles hängt bei Julia Schoch miteinander zusammen: Die Prägung der Herkunft, die Liebe, das Schriftstellerdasein. In „Das Vorkommnis“ unterrichtet die Erzählerin für ein Semester deutsche Literatur an einer amerikanischen Universität. Da ist sie bereits zweifache Mutter und hat ihre eigene Mutter zur Betreuung der Kinder mitgenommen. Auch in diesem Buch ist es erst die räumliche Distanz zu Deutschland, die es ermöglicht, die Erinnerung schweifen zu lassen, sich zurückzudenken in die Garnisonsstadt Eggesin, die es so nicht mehr gibt. Anders als Schriftsteller wie Matthias Jügler oder Anne Rabe, die in den 1980er-Jahren geboren wurden und an die DDR selbst kaum noch eigene Erinnerungen haben, muss Julia Schoch sich dieses Land nicht neu erfinden. Doch für sie ist alles bloß Material. Bei lebendigem Leib, so sagt es die Erzählerin einmal, habe sie sich in Schrift verwandelt.

Sind Schriftsteller etwas Besonderes?

In anderen Kontexten wären solche Sätze reines Pathos. Bei Julia Schoch ist es eine ehrliche Selbstauskunft. Die „Biographie einer Frau“ eröffnet in der Gesamtheit ihrer drei Romane eine Poetik, die die Möglichkeiten und Bedingungen literarischen Schreibens befragt: Sind Schriftsteller etwas Besonderes oder nicht? Ist Literatur größer als das Leben? Braucht sie einen geschützten, geradezu sakralen Raum, um entstehen zu können? Das sind Fragen, die die Erzählerin immer wieder aufwirft, in vollem Bewusstsein dessen, dass alles und jeder, der ihr begegnet, zum Stoff werden, also: gebraucht werden könnte:

„Manchmal bedarf es eines anderen Menschen, um bestimmte Dinge an den Tag zu bringen und in ferne Bereiche, frühere, dunklere, unseres Lebens zu gelangen. Wir benutzen ihn. Genauso, wie er uns benutzt. Wir sind Vehikel füreinander, Zeitfahrzeuge, ohne dass der andere davon weiß. Wir selbst wissen es ja nicht einmal.“

Eingebettet sind Reflexionen wie diese stets in großartige erzählerische Passagen. Wie auch die beiden vorangegangenen Romane ist „Wild nach einem wilden Traum“ ein Buch mit großer Sogwirkung. Das hängt auch damit zusammen, dass Julia Schoch ein präzises Timing und ein sicheres Gespür dafür hat, wann es nötig ist, die Handlung voranzutreiben, ganz gleich, in welcher Richtung auf der Zeitachse. Es gibt beispielsweise eindrückliche Schilderungen von einem Aufenthalt im düsteren, postkommunistischen Bukarest, wo die Ich-Erzählerin gemeinsam mit ihrem Mann ein Auslandssemester verbringt. Von der Begegnung mit einem depressiven Lyriker, der namentlich nicht genannt wird. Bei ihm handelt es sich wohl um Constantin Virgil Banescu, der im August 2009 Suizid beging. Oder eben auch Erinnerungen an das Aufwachsen in der Kleinstadt am Stettiner Haff. Dort macht die Erzählerin als Jugendliche Bekanntschaft mit einem ebenfalls noch jungen Soldaten, dem sie regelmäßig in einem Waldstück begegnet. Dieser Soldat, der Sartre liest, ist eine der zentralen Figuren im Hinblick auf ihre Schriftstellerinnenwerdung. Er wisse, sagt er, dass sie eines Tages schreiben werde. Eine Prophezeiung, die sie mit Stolz erfüllt und ihr zugleich unheimlich ist, denn:

„Schließlich habe ich noch nichts erlebt, das sich lohnen würde, aufgeschrieben zu werden. Auch das sage ich ihm.
Dann denk dir was aus, sagt er.
Nein, antworte ich, dazu fehlt mir die Phantasie.
Er sieht mich aufmerksam an.
Wenn es so ist, musst du tatsächlich erst alles erleben.“

Der Soldat, der Sartre liest

Eine Schlüsselstelle, nicht nur für diesen Roman, sondern auch im Hinblick auf die Machart der gesamten Trilogie. Schochs Bücher sind umformtes, umgeformtes Leben. Jederzeit ist Schoch sich dessen bewusst, dass das Bewerten und Einordnen von biografischen Ereignissen diese zugleich auch prägt. Dass die Erzählung von Lebensgeschichten Auswirkungen hat auf die Lebensgeschichten selbst. Es ist auch der junge Soldat, der der Erzählerin den rätselhaften Titel liefert für den Roman, den wir nun vor uns liegen haben:

„Ich bin sicher, du schaffst es, bestimmt. Man muss wild danach sein. Wild nach einem wilden Traum.“

Ein Zitat aus einem Buch oder einem Film? Möglicherweise. Doch wer es der Erzählerin nachtut und sich – wie sie Jahre später – im Internet auf die Suche danach macht, wird nicht fündig werden – abgesehen einmal von dem Titel von Julia Schochs Roman selbst. Auch in Verbindung mit der unbedingten, episodenhaften Liebe zu dem Katalanen ist der Titel durchaus treffend. So distanziert die Erzählerin sich selbst in den Blick nimmt, so bereitwillig stürzt sie sich in diese Liebschaft:

„An die Liebe zu denken, sich in sie zu verbeißen, das ganze Leben nach ihr auszurichten, sich von ihr zugrunde richten zu lassen – was sollte verachtenswert daran sein?

Männer, das gesteht die Erzählerin offen, strukturieren ihr Leben. Helfen ihr, den Überblick zu behalten über ihre Lebensphasen. Und noch einmal geht es gegen Ende um Spuren: Knapp zwei Jahrzehnte nach dem USA-Aufenthalt trifft die Erzählerin den Katalanen auf einer Buchmesse. Keine Spur von Besessenheit mehr. Nichts in ihr rührt sich. Doch darüber schreiben, das geht eben erst jetzt. Alles kommt zu seiner Zeit; auch das ist eine Erkenntnis der gereiften Autorin. Gegen Ende des Romans unternimmt Julia Schochs Erzählerin den Brückenschlag zwischen der Liebesbeziehung zu dem Katalanen, der in der Erzählgegenwart zu einem international gefeierten Starautor geworden ist, und der Geschichte des Soldaten in der Garnisonsstadt. Eine Freundin der Erzählerin hat einen Fotoband herausgebracht; eine Mischung aus eigenen Fotos und Archivbildern aus den Wäldern rund um die alten Truppenübungsplätze von Eggesin. Die alten Fotos, so denkt sie, gleichen Tatortbildern: Leere Patronen, herausgerissene Uniformstücke...

„Verseuchte Wälder voller grausiger Überbleibsel, eine Auflistung verschiedener Todesarten. Als ich die Fotos sah, hatte ich das Gefühl, ich würde den Wald meiner Kindheit betreten, nur von einer anderen Seite her. Wie es einem manchmal im Traum passiert, war mir der Anblick fremd und vertraut zugleich. Es waren dieselben Bäume, gerade und schmal, es war derselbe Nadelboden, aber mir kam es vor, als würde ich ihn zum ersten Mal sehen.“

Wald der Erinnerung

Auch zu der Geschichte mit dem Katalanen, schreibt sie, habe sie lange Zeit keinen Zugang gefunden, bis sie den Wald der eigenen Erinnerung von einer neuen, anderen Seite betreten habe. Was dann zum Vorschein kam, sei überraschend, auch für sie selbst. Es gibt einen Preis, den die Erzählerin für ihr Leben als Schriftstellerin bezahlt. Auch das ist ihr erst im Laufe der Jahre und im Zuge von Krisen klar geworden. Krisen, von denen der Roman „Das Liebespaar des Jahrhunderts“ erzählt. Der Preis, das ist die Absonderung in vermeintlich intimen Konstellationen. Das Schweigen. Ihr Mann setzt der Erzählerin quasi nebenbei, beim Verlassen der Wohnung im Treppenhaus, ein Ultimatum. Was daraus wird, bleibt offen. Sie wiederum überlegt:

„Ich glaube, damals, nach meiner Rückkehr aus A., setzte sich ein Gedanke in mir fest. Auf einmal war ich überzeugt, dass die Stummheit, die Wortlosigkeit in der Liebe, die Kehrseite des Schreibens ist. Die Worte müssen ungleich verteilt sein, dachte ich. Dass sie, wenn man sie beim Schreiben hervorbringen will, woanders fehlen müssen.“

So persönlich und im Privaten der Erzählerin verhaftet all diese Geschichten vordergründig auch sein mögen – sie legen Mechanismen offen, die bei der Entstehung von Kunst wirksam werden. Und als solches Kunstwerk ragt Julia Schochs „Biographie einer Frau“ in all ihrer Erfahrungswirklichkeit sperrig, widerständig und eigensinnig in die deutsch-deutsche Literaturlandschaft hinein. Das ist die große Leistung dieser Trilogie. In welcher Reihenfolge man die drei Romane liest, ist im Grunde gleichgültig. Hauptsache, man liest sie.